Nr. 239. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 ℳ, auf den deutschen Postanstalten 1 ℳ 10 ₰; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

Stettiner Zeitung.

Sonntag, 11. Oktober 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube, Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a/S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

Kaiser Wilhelm II. im Urteil der „Wartburgstimmen“.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Kaiser Wilhelm II. und die Arbeiterfrage.

Wir heben die Anschauungen des Landgerichtsrats Kulemann-Braunschweig hervor, zu denen er sich in seinem Aufsatz „Der Kaiser und die Arbeiterfrage“ bekennt:

„Wer sich in Deutschland mit der Arbeiterfrage beschäftigt, ist gezwungen, auch die Stellung des Kaisers zu ihr in Betracht zu ziehen. Gewiß ist die moderne Arbeiterfrage im letzten Grunde eine Kulturfrage, aber es geht ihr wie allen Dingen, bei denen es sich darum handelt, ein Prinzip in die Wirklichkeit einzuführen, einen großen Gedanken zu realisieren: man stößt auf den Widerstand derjenigen, deren Interessen durch die Aenderung entweder wirklich oder wenigstens vermeintlich beeinträchtigt werden und auf die Gleichgiltigkeit der trägen Masse, der Denkfaulen, der Verteidiger des „ewig Gestrigen“. Mit anderen Worten: die Kulturfrage wird zur Machtfrage. In Deutschland aber, mag man theoretisch aus den Verfassungen das Gegenteil beweisen, ist praktisch betrachtet das Kaisertum die stärkste Macht. Vielleicht liegt das nicht in der Institution als solcher, vielleicht könnte es unter einem anderen Kaiser anders sein. Aber jedenfalls für den jetzigen deutschen Kaiser gilt es, und mit dieser Tatsache sollten, wenn anders sie das erforderliche Maß von gesundem Menschenverstand besitzen, auch diejenigen rechnen, denen sie unangenehm ist. Wenn sie glauben, sie beseitigen zu können, gut, dann mögen sie es versuchen, aber nun sie sich einstehen müssen, daß sie dazu nicht die Macht haben, dann ist es töricht, die Augen zu verschließen und sich einzubilden, man könne Tatsachen dadurch aus der Welt schaffen, daß man sie ignoriert.

Der Hauptfaktor bei Lösung der Arbeiterfrage — daß steht außer allem Zweifel — ist in unserer augenblicklichen Zeitperiode die Sozialdemokratie; wer das verkennen wollte, würde denselben Fehler begehen, von dem wir eben gesprochen haben, sich den Tatsachen zu verschließen, weil sie seinen Wünschen widersprechen. Aber gerade die Sozialdemokratie trifft der erhobene Vorwurf, und nirgends steckt sie noch tief in den Kinderschuhen des Utopismus, wie in ihrer Stellung zum Kaisertum. Was sollen denn eigentlich die republikanischen Programmphrasen bedeuten? Meint man ernsthaft, daß es gelingen könnte, innerhalb des jetzt begonnenen Jahrhunderts in Deutschland die monarchische Staatsform durch die republikanische zu ersetzen? Wer das zu behaupten wagte, würde sich einfach lächerlich machen, und ich traue keinem Sozialdemokraten zu, daß er auf diesem Standpunkte steht.

Der Verfasser erkennt in der Persönlichkeit des Kaisers zwei Eigenschaften, die für die Lösung dieser Frage teils sich unterstützend, teils aber auch einen Zwiespalt herbeiführen, sich gegenüber stehen. Auf der einen Seite die Humanität des Kaisers, sein lebhafter Wunsch, daß sich jeder in Deutschland zufrieden fühlen und mit der Entwicklung der Dinge in Mitarbeit befinden möge. Er hat gerade hierfür im Anfang seiner Regierung tatsächliche Beweise gegeben. Die Sozialdemokratie hat das damals nicht verstehen wollen; sie wies jedes Zusammengehen mit dem Kaisertum zurück. und andere Umstände kamen hinzu, den Kaiser von jenen Wünschen abzudrängen. Der Kaiser faßt seinen Beruf fraglos sehr ernst auf, er fühlt sich verantwortlich, vor allem seinem Gott. Aber hieraus resultiert oft eine Ueberspannung des Machtgedankens und eine ziemlich starke Empfindlichkeit, wo dieses Bewußtsein verletzt wird. Und nur hieraus läßt sich erklären, daß in den letzten Jahren der Monarch mit solcher Schärfe sich gegen die Sozialdemokratie gewandt, ihr gegenüber eine direkt drohende Haltung eingenommen hat. Trotzdem darf man nicht vergessen, daß bis jetzt solchen scharfen Worten noch keine scharfen Taten gefolgt sind, und es ist kaum anzunehmen, daß wir solche zu erwarten, denn: „Stände der Kaiser auf dem Standpunkte der Gewaltpolitik, so hätte es ihm nahe genug gelegen, den Ratschlägen derjenigen sein Ohr zu leihen, die ihn zu einer solchen gerade jetzt drängen wollten, indem sie zunächst ihre Angriffe gegen die angebliche Ursache alles Uebels, das allgemeine Wahlrecht richteten. Gewiß hat schon Bismarck gesagt, dessen Abschaffung bedeute einfach die Beseitigung des Manometers an der Staatsmaschine, aber gerade deshalb würde das Eingehen auf solche Vorschläge bei einem Manne von klarem Verstande mehr bedeutet haben, als eine einfache Maßregel, er würde vielmehr den Willen zum Ausdruck gebracht haben, die Arbeiterbewegung mit Waffengewalt zu unterdrücken. Bisher liegen keine Aeußerungen des Kaisers vor, die sich im Sinne einer solchen Auffassung deuten ließen, und da Gelegenheit, sich über das Ergebnis der Reichstagswahl auszusprechen, hinreichend gegeben war, so ist es wohl kaum zu optimistisch, anzunehmen, daß der Kaiser solche Pläne nicht hegt, sondern die weitere Entwickelung abwarten will. Das aber bedeutet ein Verlassen der zeitweilig eingeschlagenen Bahn der Repression. Ist sie aber wirklich endgiltig aufgegeben, dann ist damit der Faktor aus der Welt geschafft, der notwendig das Verhältnis zwischen dem Kaiser und der Arbeiterschaft immer mehr verschlechtern und die beiderseitige Spannung immer mehr verschärfen mußte, dann ist aber gleichzeitig Hoffnung gegeben, daß die Macht der Verhältnisse schließlich doch stärker sein wird, als Stimmungen und Neigungen, und daß zwei Mächte unseres Staatslebens, die bisher gegeneinander wirkten und dadurch die Einsetzung unserer vollen Volkskraft hinderten, sich finden und ihren Frieden mit einander machen werden. Dann erst ist es möglich, an die endgültige Lösung der Arbeiterfrage in Deutschland zu denken. Hoffen wir, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr allzu fern sein möge!“

Ferner wendet sich der Verfasser mit treffender Klarheit gegen alle diejenigen, die da glauben, die Arbeiterfrage sei nichts anderes als eine Wohlfahrts- und eine Wohltätigkeitsfrage:

„Endlich kommt hinzu, daß der Kaiser durch und durch ein moderner Mensch ist, das heißt, daß er das Bestehende nicht einfach deshalb für berechtigt hält, weil es bisher bestanden hat, daß er die Lebensweisheit des alternden Bismarck: quieta non movere weit von sich abweist. Diese moderne Auffassung ist aber gerade für die richtige Beurteilung der heutigen Arbeiterfrage aus dem Grunde so wichtig, weil sie den Kaiser schützt vor dem unglücklichen Vorurteile so vieler, denen man Liebe zur Arbeiterklasse durchaus nicht bestreiten kann, die aber glauben, die Arbeiterfrage mit Wohltaten und mit Besserung der äußeren Lebensverhältnisse der Arbeiter lösen zu können, mit einem Worte vor dem Standpunkte der patriarchalischen Auffassung. Wie viele warme Menschenfreunde fühlen sich tief verletzt von dem Undank der Arbeiter und ihrer Ablehnung alles dessen, was man unter dem Ausdrucke „Wohlfahrtseinrichtungen“ versteht und begreifen nicht, daß die heutige Arbeiterbewegung etwas völlig anderes ist, als ein Streben nach Behaglichkeit und Wohlergehen, daß die moderne Arbeiterfrage gerade deshalb eine Kulturfrage ist, weil es sich darum handelt, eine ungeheure Volksschicht, die bisher von den Fortschritten der Kultur ausgeschlossen war, an dieser teilnehmen zu lassen und sie auf eine höhere Stufe nicht allein der Lebenserhaltung, sondern auch der Lebensanschauung zu erheben.

Daß der Kaiser in dieser Auffassung der Arbeiterfrage modern denkt und nicht mehr auf dem Standpunkte Bismarcks steht, ergibt sich ganz zweifellos aus den Erlassen vom 4. Februar 1890. Hatte die Botschaft Kaiser Wilhelm I. vom 17. November 1887 sich lediglich die Besserung der materiellen Verhältnisse der Arbeiter, die Sicherung vor der Not des Lebens zur Aufgabe gemacht, so betonte der neue Erlaß ein durchaus ideelles Moment, nämlich die soziale Gleichberechtigung der Arbeiterklasse, ja, wenn er forderte, daß die Arbeiter durch Männer, die ihr Vertrauen besäßen, ihre Wünsche sollten vortragen dürfen, so erteilt er damit eine Anerkennung des Koalitionsrechtes, denn ohne Arbeiterorganisationen ist jene Forderung nicht zu erfüllen. Aber gerade das Koalitionsrecht ist das Haupt- und Kernstück der modernen Arbeiterbewegung. Wie es von der Arbeiterschaft in den Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen gerückt wird, so erhebt sich gerade hier der Widerstand derjenigen, die sich selbst als Arbeiterfreunde betrachtet sehen möchten, sich aber nicht entschließen können, mit dem patriarchalischen Grundgedanken zu brechen.“

„Man mag sich also drehen und wenden, wie man will, man kommt stets zu dem Ergebnisse: die beiden stärksten Mächte, von denen die praktische Lösung der Arbeiterfrage in Deutschland abhängt, sind die Sozialdemokratie und das Kaisertum. Keine von beiden kann für sich allein die Lösung herbeiführen, sondern beide sind vom Schicksal aufeinander angewiesen; eine befriedigende Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse ist nur möglich, wenn Kaisertum und Sozialdemokratie sich miteinander verständigen und ihren Frieden miteinander machen.“

(Das „Kaiserheft“ der „Wartburgstimmen“ ist für eine Mark durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Thüringischen Verlags-Anstalt Eisenach zu beziehen.)

Die auswärtigen Lotterien.

Das Spielen in außerpreußischen Lotterien ist in der Monarchie Preußen nach dem Gesetz vom 29. Juli 1895 nur dann erlaubt, wenn sie mit königlicher Genehmigung in Preußen zugelassen sind. Fehlt es, wie gewöhnlich, an dieser Genehmigung, so trifft den Spieler Geldstrafe von 3 bis 600 Mark. Und der Kollekteur oder Händler, überhaupt jede Mittelsperson, die sich dem Verkauf von Losen zu dergleichen Lotterien unterzieht oder einen solchen Verkauf befördert, verwirkt Geldstrafe bis 1500 Mark. Trotzdem die auswärtigen Lotteriekollekteure fortgesetzt mit empfindlichen Strafen belegt werden, wird das Publikum mit Spielofferten geradezu überschüttet. Ab und zu vertreiben auch gar Reisende die Lose in Preußen, und das fortwährende Angebot und Anpreisen der Gewinnchancen hat zur Folge, daß auch viele in den verbotenen Lotterien spielen, trotzdem die „Preußische Klassen-Lotterie“ nicht weniger Gewinnmöglichkeiten hat. Obgleich das gesetzliche Spielverbot fast seit 60 Jahren besteht, scheint es doch nicht allgemein bekannt zu sein, oder die Bedenken, daß die „Tat“ zur Kenntnis der preußischen Gerichtsbehörden kommen könne, werden durch die Erwägung beschwichtigt, daß die Namen der Spieler ja nur den außerpreußischen Kollekteuren bekannt sind, die sie niemals den preußischen Staatsanwaltschaften mitteilen werden. Tatsächlich zerstreuen auch die umherziehenden Losehändler solcherlei Bedenken durch diesen Hinweis. — Und doch schützt das Geschäftsgeheimnis die preußischen Spieler durchaus nicht. Ja, man kann fast sagen, daß kein Preuße, der in auswärtigen Lotterien spielt, straflos bleibt. Vergehen dieser Art sind von Amts wegen zu verfolgen, und kommen, was nichts gerade seltenes ist, die Geschäftsbücher des Kollekteurs oder die Spielerverzeichnisse des Händlers in die Hände einer preußischen Staatsanwaltschaft, so muß die Verfolgung aller in Preußen wohnenden Spieler eintreten.

Da wundert sich denn der friedliche Bauersmann auf dem ostpreußischen Dorfe oder die alte Dame in dem freundlichen Harzstädtchen, die „nie was mit der Polizei und dem Gericht zu tun gehabt haben“, wenn sie plötzlich zum Amts- oder Polizeibureau geladen werden und ihnen eröffnet wird, daß sie in der und der Lotterie gespielt haben oder noch spielen, und wenn ihre Personalien auf das genaueste festgestellt werden, woher den preußischen Behörden plötzlich diese Kunde ward. Und der gerichtliche Strafbefehl, der eine Geldstrafe von „3 bis 600 Mark“ ausspricht — in der Regel bleibt die Strafe unter dem ersten Hundert — belehrt den, „der dem Glück auch mal außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle die Hand bieten wollte“, daß man nicht ungestraft die Gesetze seines Heimatsstaates übertreten darf. Und man hatte doch nicht einen Strafbefehl, sondern eine Depesche über einen stattlichen Treffer erwartet! Und schlimmer als der verschwiegene Strafbefehl noch ist es, wenn man auf die Anklagebank treten und sich vor dem Schöffengericht öffentlich verantworten muß. „Die Sonne bringt es an den Tag!“ heißt es auch von diesen „Kriminal“-Fällen.

Hausfrauen-Beruf.

In letzter Zeit haben mehrfach Frauen-Kongresse und Frauen-Vereinigungen getagt. Erfahrungsgemäß treten auf derartigen Versammlungen mancherlei extreme Wünsche und unerfüllbare Forderungen in die Erscheinung, anderseits aber darf auch nicht verkannt werden, daß den modernen Frauenbestrebungen zum Teil berechtigte Gesichtspunkte und Erwägungen zu grunde liegen. Die soziale Entwicklung der Neuzeit hat mit Notwendigkeit zu einer Erweiterung des Tätigkeitsfeldes und der Berufsmöglichkeiten für die Frauen geführt. Bei alledem aber sollte das eine niemals vergessen werden, daß der natürlichste und bedeutsamste Beruf der Frau allezeit der Hausfrauen-Beruf ist und bleibt.

Die Berufs-Tätigkeit der Hausfrau setzt sich, äußerlich genommen, aus lauter Kleinigkeiten zusammen, aber wie unendlich mühevoll und schwierig ist nicht die stete Erledigung dieser kleinen und kleinsten Dinge! Der berühmte Nationalökonom Lorenz von Stein äußert sich über die Schwierigkeit des Hausfrauen-Berufs folgendermaßen: „Zwei Dinge machen der Frau immer in derselben Weise und immer mit derselben Gewalt ihre Aufgaben recht schwer. Es ist erstens die Endlosigkeit der das ganze Leben sich wiederholenden Tätigkeit, die sich, durch ein elementares Gesetz gebunden, mit ewiger Gleichförmigkeit immer in demselben Kreise dreht. Es ist das zweitens die allmählich durch die vielen kleinen Hemmnisse und Widerwärtigkeiten im Verlaufe der Woche auch bei den besten Hausfrauen sich steigernde Reizbarkeit des Gemüts, die oft durch das Gesinde, oft durch äußere Verhältnisse, oft auch durch persönliches Befinden stete Nahrung erhält und, wenn auch an sich gering, dennoch das Gefühl des Friedens und der Harmonie nimmt, ohne welches kein äußeres Glück imstande ist, ein inneres zu erzeugen oder zu erhalten.“

Den Mühen und Schwierigkeiten des Hausfrauen-Berufs aber entspricht seine Wichtigkeit. Man kann an ihm in dieser Beziehung eine ideelle oder geistig-sittliche und eine materielle oder wirtschaftliche Seite unterscheiden. Die Frau ist die Pflegerin des Schönen und Zarten im häuslichen Kreise, sie spendet Frohsinn und glättet die Falten auf der Stirn des Mannes, sie ist die Pflegerin, Hüterin und Erzieherin der Kinder von deren erstem Lallen bis zum Hinaustritt in Leben und Fremde. Und ferner fällt der Frau auch die wirtschaftliche Besorgung und Leitung des Haushalts zu. Im Durchschnitte aller Haushaltungen gehen nach der Statistik acht bis neun Zwölftel des Einkommens durch die Hände der Frau.

Umso bedeutsamer in sozialpolitischer Hinsicht aber ist der Hausfrauen-Beruf, als seine Wichtigkeit wächst, je weiter wir auf der Stufenleiter der Einkommen hinabsteigen. Es ist ein volkswirtschaftliches Gesetz, daß mit der Abnahme des Einkommens die Ausgaben für den notwendigsten Lebensunterhalt verhältnismäßig steigen, und somit erhöht sich, da die Regelung und Verteilung dieser Ausgaben recht eigentlich zum Frauen-Ressort gehört, in den ärmeren Klassen auch die wirtschaftliche Bedeutung der Hausfrau. Dieser Umstand verdient noch ganz besondere Betonung, wenn es gilt, den Wert der Hausfrauen-Tätigkeit in das richtige Licht zu setzen.

Die Hausfrauen üben also in der Tat einen Beruf im vollsten und wahrsten Sinne des Wortes aus. Das sei vor allem den sogenannten Frauenrechtlern und Frauenrechtlerinnen gesagt, die nur männliche Berufs-Tätigkeit als Berufs-Tätigkeit überhaupt anzuerkennen geneigt sind. Dieser irrigen Auffassung muß mit aller Schärfe entgegengetreten werden.

Alpenschutzhütten.

Durch die Zeitungen geht ein zorniger Bericht über die ungastliche Behandlung, die 5 Herren und 5 Damen mit gänzlich durchnäßten Kleidern und Schuhen in der Berliner Hütte im Zillertal vom Hüttenwart erfuhren. Aus der Schilderung ist zu entnehmen, daß die unglücklichen Opfer dieses raubborstigen Hüttenwarts Salontiroler waren. Schon das Unterstreichen der völligen Durchnäßtheit ergibt das mit ziemlicher Sicherheit. Die rechten Bergkraxler nämlich kennen kein größeres Vergnügen, als bis auf die Haut verregnet zu sein oder durch meterhohen Schnee zu waten oder vor Kälte mit den Zähnen zu klappern. Obgleich die Schutzhütten von ihrem Gelde und in erster Linie für sie gebaut sind, erscheinen sie eigentlich doch als ein ungehöriger, verweichlichender Luxus. Wenn sie nicht da wären, würden sie sicher mit Freuden sich im Gletscherschnee ein Bett wühlen und einen Stein als Kopfkissen nehmen. Den Mangel eines Gedenkbuchs, worin sie diese ihre unsterbliche Tat mit samt der voraufgegangenen oder nachfolgenden ebenso unsterblichen Bergfahrt der Nachwelt zur ewigen Anbetung hinterlassen könnten, würden sie vielleicht schmerzhaft empfinden, sich aber dann eine Felswand zum Ersatz wählen und mit Keilschrift darauf verewigen wie hoch sie es gebracht im Frieren und Klettern. Diese „Rodler“ sind eben eine ganz besondere Gattung Menschen. Aeußerlich sind sie menschenähnlich, tragen auch Nägelschuhe, Wadelstrümpfe, Kniehosen, Rucksack usw. wie der Salontiroler, aber innerlich verraten sie eine gewisse Verwandtschaft mit den Katzen. Sie können nämlich durchaus nicht auf dem einfachsten und bequemsten Wege ihr Ziel erstreben, sondern müssen es da tun, wo die Natur sagt: Noli me tangere. Wie die Katzen können sie keine noch so steile, womöglich senkrecht abfallende Felswand, keinen noch so scharfen Grat eines Bergkammes sehen, ohne den brennenden Wunsch zu fühlen, dort einen Absturzversuch zu machen. Für diese Leute sind die Alpenschutzhütten gebaut. Alle andern sind neben ihnen nur geduldet und zahlen dafür doppelt. Alles ist in der Hütte nach ihrem Herzen rodelsportmäßig geregelt und in der Hüttenordnung streng vorgeschrieben. Stiefel werden nur geschmiert gegen eine Gebühr von 40 Heller, wie ein großes Plakat dem Eintretenden sofort verkündet. Hast du also nasses oder putzbares Schuhzeug, so magst du selbst sehen, wie du es trocken oder geputzt bekommst. Bergstöcke und Pickel müssen in einer bestimmten Ecke abgestellt werden. Gesonderte Aufbewahrung kostet 10 Heller. Bettwäsche erhältst du gegen besondere Bezahlung für dein Lager; sie besteht aber in einem einzigen Laken, das man dir über die harte Matratze breitet, so daß die schweren Pferdedecken unmittelbar auf dir lasten und dich weidlich bei jeder Bewegung kratzen, wen du nicht vorziehst, die durchschwitzte oder durchnäßte Unterkleidung am Leibe zu behalten. Es gehört eine Rodlernatur dazu, um unter solchen Umständen einen erquickenden Schlaf finden zu können. Gewiß soll man an eine Alpenschutzhütte nicht denselben Maßstab legen wie an einen großstädtischen Gasthof. Aber wenn denn schon einmal auch Leute aufgenommen werden, die die Weihen des höhern Rodelsports nicht empfangen haben und auch nicht empfangen wollen, so könnte man sie immerhin ein wenig gastlicher behandeln; denn sie sind ja die eigentlichen Gäste, während die andern dort zu Hause sind. (Köln. Ztg.)

Taubstumm und blind.

Die Selbstbiographie der taubstummen Blinden Helen Keller ist soeben unter dem Titel „The Story of My Life in London veröffentlicht worden. Ein 19 Monate altes Kind wird nach einer schweren Krankheit wieder gesund, ist aber durch den Verlust von Gesicht und Gehör in eine Welt der ewigen Dunkelheit und des Schweigens gestürzt. Sieben Jahre lang ist das Kind in dieser traurigen klanglosen Welt eingekerkert, wobei sich sein Körper entwickelt, dem schlummernden Geist aber keine Kanäle des Gedankenaustausches eröffnet werden. Die Dame, die mit der Erziehung beauftragt wurde, fand eine kleine, in Idiotie verfallende Wilde vor. Sie griff nach den Schüsseln, wenn die Speisen gereicht wurden, und lag stoßend und schreiend auf dem Fußboden. Und nach 16 Jahren studiert dieses Kind an einer amerikanischen Universität, besitzt eine ausgebreitete Literaturkenntnis, beherrscht mehrere Sprachen und steht mit vielen der bekanntesten Männer Amerikas in vertrautestem Briefwechsel. Wie dieser außerordentliche Wechsel sich vollzog, darüber berichtet das Buch. Der erste Teil des Buches ist Helen Kellers Selbstbiographie, eine Erzählung von der anziehendsten Aufrichtigkeit und Einfachheit und von zärtlicher Dankbarkeit gegen jene, die sie aus der Welt der Schatten in das Licht des Tages hoben. Dann folgt eine Auswahl ihrer Briefe, die den Fortschritt von dem ersten halb verständlichen Gespräch in Substantiven bis zum vollen, fließenden Ausdruck späterer Jahre offenbaren. Im dritten Teil wird die Darstellung derer gegeben, die geholfen haben, dieses geheimnisvolle, von den gewöhnlichen Bekundungen der Sinne abgeschnittene Bewußtsein zur Lebenskraft zu entwickeln und in Verbindung mit der Außenwelt zu bringen. Von den in den ersten Tagen gesehenen und gehörten Dingen blieben sehr schwache Erinnerungen zurück. „Während der ersten 19 Monate meines Lebens hatte ich einen Schimmer von breiten grünen Feldern, leuchtendem Himmel, Bäumen und Blumen, die selbst die folgende Dunkelheit nicht ganz auslöschen konnte.“ Das Buchstabieren in die Hand war das erste Mittel zum Verkehr mit der Außenwelt; mit dem plötzlichen Begreifen, daß W—a—s—s—e—r „das wundervoll kühle Etwas bedeute, das über meine Hand floß“, war plötzlich eine Tür aufgesprungen. „Jene lebende Welt erweckte meine Seele, gab ihr Licht, Hoffnung, Freude, machte sie frei!“ Zuerst kam der Sinn moralischer Verantwortlichkeit in das Leben. Dann kam die Schwierigkeit, die abstrakten Begriffe zu verstehen. „Was ist Liebe?“ fragte ich. Die Erzieherin zog mich näher an sich und sagte „Hier ist sie“, und zeigte auf mein Herz, dessen Schläge mir zum ersten Male bewußt wurden. Ihre Worte gaben mir sehr zu denken, weil ich damals nur das verstand, was ich berührte. Ich roch die Veilchen in ihrer Hand und fragte halb in Worten, halb in Zeichen eine Frage, die bedeutete: „Ist Liebe die Süßigkeit der Blume?“ „Nein“, sagte meine Lehrerin. Ich dachte wieder nach. Die warme Sonne schien auf uns. „Ist das nicht Liebe?“ fragte ich und wies auf die Richtung, aus der die Wärme kam. Später als die Sonne aus den Wolken brach, fragte ich wieder: „Ist das nicht Liebe?“ „Liebe ist etwas wie die Wolken, die am Himmel waren, ehe die Sonne herauskam“, lautete die rätselhafte Antwort. Plötzlich dämmerte auch die Wahrheit auf: „Die schöne Wahrheit brach auf meinen Geist herein — ich fühlte, daß sich unsichtbare Linien zwischen meinem Geist und dem Geist anderer erstreckten.“ Drei Jahre später lernt sie sprechen, nur durch das Gefühl der Stellung von Zunge und Lippen, wenn ihre Lehrerin den Ton erzeugte. Mit fast unglaublicher Arbeit wurden Fehler verbessert, Laute wiederholt, bis „der glücklichste der glücklichen Augenblicke kam. Es war, als wenn sich in mir Jesajas Prophezeiung erfüllt hätte: Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken, und alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klatschen“. Das schließliche Ergebnis der Erziehung ist ein glänzender Erfolg: Helen Keller führt ein vollentwickeltes geistiges Leben, voller Glück und mit einem wirklichen Sinn für Humor. Sie erkennt die Leute am Händedruck; von dem Fühlen der Hand allein begreift sie etwas von dem harten Leben der Armen und bittet für ihr Wohlergehen. Keiner

Grönländer-Leben.

Man schreibt der „Voss. Ztg.“ aus Kopenhagen: Unter allen Naturvölkern der Erde nehmen die Grönländer hinsichtlich ihrer Bildung wohl den ersten Platz ein. Es dürfte bekannt sein, daß heute fast alle Grönländer, soweit sie in den dänischen Kolonien der Westküste wohnen, lesen und schreiben können und eine in Eskimosprache erscheinende Zeitung besitzen, deren Herausgeber, Redakteur und Drucker der Grönländer Lars Möller ist, der trotz seines Alters noch immer seines Amtes waltet, und in seinem Sohn John Möller eine gute Stütze besitzt. Auch die dänische Verwaltung in Grönland bildet insofern eine Merkwürdigkeit, als sie von ihren Schutzbefohlenen weder Abgaben noch Arbeitsleistungen verlangt. Im Gegenteil hat ihnen Dänemark auf Anraten des verstorbenen Inspektors Dr. Rink eine Reihe von Einrichtungen gegeben, um sie an Selbständigkeit zu gewöhnen. Dahin gehören die Vorsteherschaften, eine Art Gemeinde-Versammlung, die es in jeder Kolonie gibt. Hauptmann Daniel Bruun gibt eine Schilderung von einer Sitzung in der Kolonie Godthaab. Mit Kajaks kommen die grönländischen Stadtverordneten aus den Wohnplätzen, die zur Kolonie gehören, herbei. Der Sitzungsraum liegt in einem Holzhause, in dem auch Lars Möller seine Druckerei hat; ein langer Tisch mit Bänken sowie ein Bücherschrank bilden die einzige Ausstattung. Auf der einen Seite des Tisches sitzen die europäischen Mitglieder, der Geistliche, der den Vorsitz führt, der Arzt, der Inspektor, während auf der andern Seite die Grönländer Platz nehmen, die mit ihrem rabenschwarzen Haar, ihren hervortretenden Backenknochen und schiefen Augen einen auffallenden Gegensatz zu den „Bleichgesichtern“ bilden. Sie werden von den Familienhäuptern ihres Wohnplatzes, an dem in der Regel eine Anzahl Familien beisammen leben, auf drei Jahre gewählt und sollen an ihrem Orte auf Ordnung sehen. Die Vorsteherschaft verwaltet die Koloniekasse und teilt Unterstützungen aus. Es ist in Grönland Brauch, daß jeder erwerbsmäßige Fangmann für die Hilflosen an seinem Wohnort sorgt, und erst wenn allgemeine Not herrscht, tritt öffentliche Unterstützung hinzu. Aus der Koloniekasse wird nach Bestreitung der Ausgaben für Armenhilfe die „Repartition“ an Robbenfänger (Fangleute) verteilt; auch kommen zur Ermunterung für besondere Tüchtigkeit Belohnungen zur Verteilung. Die Verhandlungen der Vorsteherschaft werden in Eskimosprache geführt, dänisch brauchen nämlich die Eingeborenen nicht zu lernen; umgekehrt müssen sich alle Dänen, Geistliche und Beamte, die in der Verwaltung Grönlands beschäftigt werden, die schwierige Landessprache aneignen. Ueber alle möglichen Dinge wird in diesen Versammlungen verhandelt. Da bemängelt einer der grönländischen Stadtverordneten, daß eine Witwe, die als Unterstützung irgend einen neuen Gegenstand erhalten hat, diesen gegen einen alten umgetauscht und den erzielten Gewinn in Essen und Trinken angelegt hätte. Ein Fangmann, dem die Stadtverordnetenversammlung jüngst einige Felle zu einem Kajak bewilligte, hat diese veräußert, weshalb er sich nun persönlich vor dem hohen Hause einfinden und verantworten muß. Indessen kommt er mit einem Verweise davon, und erleichtert geht er von dannen. Auch die sittlichen Verhältnisse nehmen öfter die Fürsorge der Gemeindevertreter in Anspruch. Sind schon die Grönländer im allgemeinen ein leichtlebiges Volk, so die Bewohner von Godthaab im besonderen. Godthaab ist dafür bekannt, daß es ebenso hübsche wie leichtfertige Jungfrauen besitzt, deren Treiben selbst den Grönländern zu bunt werden kann. So beschloß die Gemeindeversammlung von Godthaab auf Antrag der eingeborenen Mitglieder folgende Verordnung: „Die Frauen, die die Sittlichkeit mit Füßen treten und sich mit fremdem Schiffsvolk oder mit hiesigen Europäern einlassen, sollen bestraft werden. Zunächst wird der betreffende Hausherr, der nach vorangegangener Warnung das Mädchen nicht aus seinem Hause verwiesen oder nicht verstanden hat, sie in den Grenzen der Sittlichkeit zu halten, zu einer Geldstrafe verurteilt, und wenn das Mädchen sich nicht bessert, wird es von der Vorsteherschaft dadurch bestraft, daß man ihm in Gegenwart der Versammlung den Zopf abschneidet. Auch kann das Mädchen nach einer Insel gebracht und von der übrigen Gemeinde abgesondert gehalten werden.“ In Godthaab besteht die Bestimmung, daß die jungen Mädchen sich auf dem Spaziergange dieses Ortes, dem „Koloniewege“, nicht abends nach 8 Uhr und wenn Tanz ist, nicht nach 10 Uhr blicken lassen dürfen. Dadurch hofft man den jungen Grönländerinnen von Godthaab den nötigen Halt zu geben. Indessen, bis jetzt betrachten es die Mädchen noch immer nicht als eine Schande, einem Weltbürger das Leben zu schenken. Die Grönländerinnen machen es übrigens der Männerwelt leicht, sich über die Frauen zu orientieren, denn auch die verheirateten Frauen und die Witwen tragen Bänder, erstere von roter, letztere von schwarzer Farbe. Früher erhielten die unverheirateten Mütter nach ihrer Niederkunft eine Unterstützung von 70 Kronen, aber dies hat wieder aufgehört, da sich zeigte, daß die grönländische Damenwelt in gänzlicher Verkennung der Bedeutung der Gabe die Summe als eine Prämie für ihren Sündenfall betrachtete. Die Unterstützung begünstigte die moralischen Defekte der Grönländer jedoch bedenklich und mußte eingestellt werden. Im übrigen sind die Grönländer äußerst friedfertig. Eine Polizei gibt es in Grönland nicht, und Freiheitsstrafen gelangen fast gar nicht zur Anwendung, man kommt mit viel einfacheren Mitteln aus, z. B. werden Vergehen geahndet, indem den straffälligen Grönländern verboten wird, den Laden des königl. Handels, wo es allerhand Lebensbedürfnisse zu kaufen gibt, zu betreten, oder man entzieht ihnen die Gabe, die anläßlich des Geburtstags des Königs zur Verteilung kommt, und in einer Partie Kaffee oder einigen Hülsenfrüchten besteht. Diese Strafmittel erwiesen sich schon als stark genug.

weiß, was ihre Empfindungen sind. Ihr Geruchs- und Tastsinn sind wunderbar genau. Aus was für geistigen Elementen sich ihre Welt eigentlich zusammensetzt, wird man niemals genau wissen; aber es ist eine Welt voll Intelligenz, Begeisterung, menschlichem Interesse und Sympathie. Soweit die vorliegenden Nachrichten; die ganze Darstellung des Phänomens bedarf wohl noch der wissenschaftlichen Kontrolle.

Von Pariser Moden.

Der Modefarben scheint es in der beginnenden Saison mehrere geben zu sollen. Unter den Hüten fällt ein stark ins Rötliche gehendes Pfauenblau auf; wenn von Kleidern die Rede ist, kommt immer wieder zur Bezeichnung des Tones das Wort „bois" vor, also wohl jede Schattierung von braun, die sich in den verschiedenen Holzarten finden. Der Schmuck der Hüte ist üppig und farbenkräftig: Stechpalmen mit roten Beeren und Blättern aus gemaltem Sammet, Schneeballen in dichten Büscheln, einfache und doppelte Georginen als volle Kränze geordnet, Weintrauben in naturgetreuer Nachahmung, Kastanien mit und ohne stachlige Hülle prangen auf Dreispitzen und breitkrempigen Formen mit hohem Kopf, die aus sehr langhaarigem weichen und ganz kurzem Filz, aber auch aus offenem Chenille- und Tuchgeflecht bestehen. Als Garnitur der Kleider werden vor allem Passementerien verwendet, und in diesem Zweige der Luxusindustrie hat eine ganze Umwandlung stattfinden müssen. Denn es werden heute nicht nur streifenartige Besätze und einzelne Motive geknüpft, sondern ganze Kragen und Stolen, die eine größere Mannigfaltigkeit und sehr geschickte Zusammenstellung der Muster erfordern. Ebenso wird vielmehr Seide anstatt Wolle und Zwirn dazu gebraucht. Gemischt mit Fransen oder ohne sie werden Garnituren von Eicheln über Volants oder unten daran gesetzt, auch dienen sie einzeln und in Bündeln, je nach ihrer Größe, vorn am Jacken- und Mäntelschluß. Was die neuen Kleiderstoffe betrifft, so liebt man vor allem die Nachahmungen von Pelz, die weniger kostspielig als dieser selbst sind und auch allem Wetter besser standhalten. Die modernste Pelzgarnitur liefert der Maulwurf in Form von Kragen und Muff, aber auch als schmaler Besatz auf Musselinkleidern. Wird das kleine Fell zu Jacken benutzt, so sieht man die einzelnen recht winzigen Teile rautenförmig aneinandergesetzt, wodurch wenigstens ein regelmäßiges Muster entsteht. Während die Röcke nach unten hin immer weiter werden, so daß man vom baldigen Erscheinen der Krinoline spricht, wird die Taille wieder ganz anschließend, denn die Prinzform, die in das Mieder ohne Achselbänder ausläuft, kommt besonders bei Tuchkleidern sehr viel vor. Das will aber nicht heißen, daß die Blusenform verschwindet. Ihr zu Ehren gibt es sogar eine neue Art Gürtel, der aus einem etwa zwanzig Zentimeter breiten, sehr weichen schwarzen oder bunten Lederstreifen besteht, der vorn mit einer richtigen, sehr hohen mattgoldenen Schnalle geschlossen wird, während zwei oder auch drei gleichfalls mattgoldene, stark gewölbte Knöpfe seitwärts oder in der Mitte des Rückens übereinander zu liegen kommen.

Abhärtung der Kinder.

Mit dem Eintritt der kalten und feuchten Jahreszeit erscheinen regelmäßig die bekannten Wintergebrechen, wie Husten, Schnupfen, Halsbeschwerden usw., von denen zum Schreck der Eltern die Kinder nur selten verschont bleiben. Hiergegen schützt am besten eine verständige, planmäßig fortgesetzte Abhärtung, die darauf hinausläuft, die Kinder „wetterfest" zu machen. Besondere Aufmerksamkeit ist der Abhärtung des Halses zuzuwenden, weil dieser nebst den Atmungs-Organen am meisten der Erkältung ausgesetzt ist. Recht nützlich ist es, den Kindern (am besten morgens) tüchtig Hals und Brust mit kaltem Wasser zu waschen oder abzureiben. Noch wichtiger aber ist die Abhärtung durch die Luft, an die wir in der Regel zu wenig denken. Die Gewohnheit, den Hals in wollene Tücher, Shawls und dergl. einzuhüllen, ist durchaus verwerflich, weil dadurch Halskrankheiten geradezu gezüchtet werden. Der Hals soll vielmehr dem freien ungehinderten Zutritt der frischen, kalten Luft täglich ausgesetzt werden. Doch sollen wir die Kinder frühzeitig daran gewöhnen, nur durch die Nase, nicht durch den Mund zu atmen, eine alte Regel, die leider immer zu wenig beachtet wird. Auch bei warmer Luft ist die Atmung durch den Mund schädlich, da auf diese Weise die Lunge nicht gehörig gefüllt wird, anderseits der Staub ungehinderten Zugang hat. Noch viel notwendiger ist die Atmung durch die Nase im Winter, da die kalte Luft bei ihrem Wege durch die Nasengänge erst ordentlich erwärmt wird, während im andern Falle der kalte Luftstrom unmittelbar auf Rachen und Schleimhäute trifft und leicht die gefährlichsten Krankheiten hervorrufen kann; als besonders gefährlich erweist sich das Atmen durch den offenen Mund zur Nachtzeit. Daß die Zimmertemperatur nicht überhitzt, die Kleidung unserer Kleinen nicht zu warm (aber auch nicht zu leicht) sein darf, ist eine alte Hausregel. Unter der Voraussetzung zweckmäßiger Kleidung und zweckmäßigen Atmens kann und soll man die Kinder ohne Bedenken auch bei kältestem Wetter täglich ins Freie schicken; je öfter sie sich der Luft aussetzen, umso mehr werden sie gegen die lästigen Erkältungen gefeit sein.

Der moderne englische Dieb

steht, so lesen wir in Berliner Blättern, auf der Höhe der Zeit. Er hält mit der Entwicklung Schritt und macht ständig neue Kniffe ausfindig, um sich das Besitztum seiner Mitmenschen mit möglichst wenig Gefahr der Entdeckung und Strafe anzueignen. Mehrere der beliebtesten Kniffe der Diebe sind dabei höchst einfach. Vor dem Southwark Police-Court stand kürzlich ein Gefangener, weil er nach „Geld gefischt" hatte. Diese neue Art der Angelkunst wird hauptsächlich Nachmittags in ruhigen Wirtshäusern geübt. Gewöhnlich legen die Londoner Wirte und Schankmädchen Geldstücke in Gläser, die hinter dem Schanktisch auf Regalen stehen. Unternehmende Mitglieder der Langfingerzunft sehen diese Münzen als ihre rechtmäßige Beute an und „fischen" beständig danach, wenn niemand hinsieht. Ihre Angel ist ein Spazierstock mit falschen Zwingen aus Pech und Kitt; diese pressen sie in das Glas mit den Geldstücken und nehmen sie auf die Art heraus. Nur sehr wenige Leute wissen, wie lang derartige Schirme und Spazierstöcke ausgedehnt werden können. Erfinderische Verbrecher fertigen Schirme mit Stöcken an, die ineinander zu schieben sind, und durch einen Druck auf die Krücke kann ein passender Haken oder eine Zange zum Vorschein kommen. Derartige Stöcke und Schirme werden viel von Dieben gebraucht, die Bahnhöfe besuchen, um kleine Säcke und Juwelenkästen aus offenen Wagenfenstern zu angeln. Ganz unschuldig sieht es auch aus, wenn eine junge Dame mit einer Schreibmaschine in einem Kasten auf den Bahnhof kommt. Während sie sich einen Augenblick hinsetzt, stellt sie natürlich ihre Last neben eine Menge Gepäck. In Wirklichkeit aber stülpt sie ihren Deckel mit falschem Boden über eine kleine Tasche oder Kiste, die durch geschickt im Innern angebrachte Haken ergriffen wird. Reisetaschen und Mantelsäcke, die nach demselben Grundsatz gebaut sind, werden ebensoviel von Eisenbahndieben gebraucht. Ladendiebe gebrauchen eine ganze Reihe mehr oder weniger geschickter Listen. Einige tragen „Trick"-Kleidung, ähnlich wie die Zauberer sie gebrauchen. Kleider mit Taschen unter den Falten, kleine Falltüren in den Hacken der Stiefel, die hohl sind, Muffen mit falschem Futter und Hüte mit Vögeln, die innen hohl sind, das sind so einige Werkzeuge dieser Industrie, die als passende Behälter für Ringe, Broschen und Schmucksachen dienen, während Röcke mit falschen Taschen eine große Menge Spitze und Seidenzeuge aufnehmen können. Grausam und raffiniert sind Verbrecher, die hölzerne Pfeifen mit geraden Rohren in merkwürdiger Art verwenden. Sie bohren ein Loch in den Pfeifenkopf, versehen ihn mit einem falschen Boden und zweitem Rohr, füllen die Höhle mit Cayennepfeffer, tun Tabak darüber und bitten so ausgerüstet einen ihnen passend scheinenden Herren höflich um Feuer. Während das Opfer nach seinen Streichhölzern faßt, wird es durch eine Pfefferladung plötzlich geblendet, die der Schurke durch das Loch im Boden der Pfeife ihm in die Augen bläst. Toll vor Schmerz drückt das Opfer die Hände an die Augen, und inzwischen nimmt der Räuber Uhr und Kette und sucht schleunigst das Weite, um bald darauf seine Tat zu wiederholen. An einem gefährlichen Ort oder bei einem Rennen sollte man stets seinen Rock zuknöpfen, da es ein gewöhnlicher Diebeskniff ist, den geöffneten Rock dem Opfer über die Schulter zu werfen, wodurch dieses in seiner Armbewegung gehindert wird, so daß der Dieb bequem Uhr und Kette fortreißen kann. Ein beliebter Kniff ist es auch, einem Herrn die Rockschöße über den Kopf zu werfen und dann Uhr und Börse zu rauben. Wenn ein Fußgänger auf einem einsamen Wege zwei Männer trifft, die ihn zwischen sich durchgehen lassen wollen, so tut er am besten, einen möglichst weiten Bogen um sie zu machen. Viele Diebstähle sind so begangen worden, daß die beiden Männer von jeder Seite ihre Opfer packten und fesselten. Während der eine dann das Opfer durch Knebeln am lauten Schreien verhinderte, beraubte der andere es seiner Wertsachen.

Praktisches für den Haushalt.

Holzflecken aus Wäsche zu entfernen. Durch das Waschen in neuen Wannen bekommt das Zeug zuweilen braune oder gelbe Flecke. Um dieselben zu entfernen, löst man 1 Teelöffel voll Weinsteinsäure in 1 Liter weichem Wasser auf, weicht die befleckte Stelle hierin ein und wäscht sie nach 24 Stunden aus. Allenfalls ist dies Verfahren noch einmal zu wiederholen. Besonders hartnäckige, durch Tannenholz entstandene Flecke weicht man in eine aus der Apotheke geholte starke Lösung unterschwefelsaures Natron ein, streut dann Weinsteinsäure darauf und wäscht mit lauem Regenwasser nach.

Warmes Wasser als Mittel gegen Husten. Ein plötzlicher Hustenanfall, der die Kräfte vollständig erschöpft, bedarf zuweilen sofortiger Zuwendung von sorgfältiger Pflege, hauptsächlich in Fällen von Schwindsucht oder Lungenkrankheiten. In solchen Fällen hat das warme Wasser als sehr nützliches Mittel sich vorzüglich bewährt. Es ist den lindernden Arzneien vorzuziehen, die nur geeignet sind, Verdauungsstörungen herbeizuführen und den Appetit zu nehmen. Das Wasser ist in kleinen Schlückchen so heiß als nur immer möglich zu nehmen, wenn sich ein starker Hustenanfall einstellt. Das warme Wasser lindert den Husten und fördert den Schleimauswurf.

Nähmaschinen müssen in gewissen Zwischenräumen — etwa alle zwei Monate — einer gründlichen inneren Reinigung unterzogen werden. Selbst wenn nur bestes Harz- und säurefreies Oel verwendet wurde, werden doch Staub, namentlich aber die feinen Stofffasern, sich festsetzen und den Gang der Maschine erschweren. Die Reinigung erfolgt in der Weise, daß alle Schmierlöcher reichlich mit Petroleum gefüllt werden, das mit dem Schmutz abläuft; bei dieser Prozedur soll die Maschine leer laufen. Nach einiger Zeit wird von neuem geölt.

Milch ist eine vorzügliche Möbelpolitur, doch muß sie unbedingt frisch verwendet werden, einerseits, weil sich da die wenigsten Fettstoffe abgeschieden haben, andererseits, weil so die sichersten Garantien geboten sind, daß sie auch nicht in Spuren sauer geworden ist. Die Milch wird mit einem weichen Tuch aufgetragen und bis zum Trockenwerden bezw. zum Politurglanz nachgerieben. Sie zeigt den wachshaltigen und fettartigen Präparaten gegenüber den Vorteil, daß sie nicht Stoffe zurückläßt, die mit der Dauer Schmutz ansetzen lassen, sondern daß sie sogar Unreinigkeiten in den Lappen überführt. Der Mangel jeden Geruchs dürfte auch ein Vorteil sein.

Kunst und Literatur.

Im Verlage von J. Gnadenfeld u. Co. in Berlin erschien soeben „**Krankheit, Begabung, Verbrechen,** ihre Ursachen und Beziehungen zu einander" von R. H. Lehmann. Der Verfasser hat das uralte Problem, ob zwischen Krankheit und den Geistesäußerungen oder den Funktionen des Gehirns Beziehungen bestehen, in diesem Buche behandelt und gelöst. Im Gegensatz zu Lombroso, der sich auf Beispiele beschränkt, hat Lehmann zum ersten Male den kausalen Zusamenhang beider klargelegt. „Die Natur macht keine Sprünge", ist das Leitmotiv seiner Ausführungen über die Entstehung der Krankheit, die Ansammlung der Krankheitsstoffe im Körper, ihren sukzessiven Aufbau (angeschlossen eine Klarstellung der Vererbung), bis sie das Gehirn erreichen und es in seinen Teilen durch Energieabgabe überreizen. Diese Teile des Gehirns sind die „Organe" des berühmten Gall, dessen Theorie durch Lehmann wieder inauguriert wird, der damit den Weg weiter verfolgt, den in unseren Tagen Autoritäten wie von Bunge in Basel und P. J. Möbius in Leipzig eingeschlagen haben. Die scharfsinnigen Ausführungen Lehmanns haben mit einem Schlage helles Licht auf ein Gebiet geworfen, in dem seit langem im Finstern getappt wurde. Lehmanns Buch ist eine außerordentlich wichtige Etappe in der Erkenntnis des Menschen.

„**Ephemeros.**" Ein Künstlerroman von H. Seewald. München, Eduard Koch, Verlag. Preis 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark. „Auch am Kunsthimmel gibt es Kometen, die ihre Bahn rasch durchfliegen, um zur Sonne zurückzukehren", das ist das Motto von Seewald's „Ephemeros". Einfach und schlicht und doch leidenschaftlich ist Seewald's Sprache und selten wird das Seelenleben weicher, tiefer Naturen so knapp und mit so verblüffender Lebenswahrheit gezeichnet, als in diesem Künstlerroman. Hier sind Gestalten und Schicksale ein Guß; kein einziger gewaltsamer Sprung überbrückt die Handlungen; mit einer furchtbaren Notwendigkeit greifen die sprachlich schön und lichtvoll dargestellten Ereignisse kraftvoll ineinander, das Mitempfinden für den Helden bis zur herzlichsten Teilnahme und bis zu intensivster Spannung steigernd. Mit einem Wort: Seewald's „Ephemeros" ist ein Buch, das jedem Leser einige Stunden wirklichen Genusses verschafft.

„**Mimikry**" heißt nach dem bekannten von Darwin geschaffenen Stichwort der neue Roman der bekannten Maria Janitschek, der soeben im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen ist (M. 2,50). Die Dichterin greift mit kühner Hand hinein in das Sodom unserer Gesellschaft und schildert mit all den leuchtenden Farben, die sie stets auf ihrer Palette hat, die heiße, sinnenglühende Liebe einer älteren Frau zu einem jungen, unverdorbenen Blut und zeigt, wie und was man mit dem Anpassungsvermögen erreichen kann. „Ohne Mimikry kommst du nicht weiter, mein Guter," läßt sie jemanden in ihrem neuen Roman sprechen, „ohne Mimikry kann der prächtigste Schmetterling die Beute eines gemeinen Raubvogels werden." Da läßt die Dichterin satirische Streiflichter aufblitzen, die ihre Darstellung einer verderbten Gesellschaft ins rechte Licht rücken. Der junge Mann, dem die ältere Frau ihre Liebe entgegenbringt, läuft Gefahr, im Pfuhl des Genusses und gefährlicher Sinnenlust ganz und gar zu versinken, aber da hat der Zwang des Anpassungsvermögens ein Ende, im letzten Augenblick noch rafft er sich auf und geht einem reinen Glück entgegen. Die Personen sind glänzend charakterisiert, die Handlung spannend und straff geführt, die Beobachtungen treu und treffend wiedergegeben, unterhaltsam in jeder Hinsicht. Und doch hat Maria Janitschek hier ein Buch geschaffen, das weit über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre hinauswächst. Es ist wenig Sonnenschein darin, aber seine Tragik erhebt und versöhnt am Ende, es ist ein modernes Lebensbuch im besten Sinne des Wortes.

Zur zuverlässigen Orientierung am nächtlichen Sternenhimmel leistet die besten Dienste eine im Verlag von Otto Maier in Ravensburg erschienene „**Drehbare Sternkarte**". Wer — selbst ohne astronomische Vorkenntnisse — an der Hand dieser Sternkarte die Gestirne betrachtet, wird freudig überrascht sein, denn so einfach die Vorrichtung ist, mittelst welcher an jedem bestimmten Tag und zu jeder Stunde der Nacht die jeweils sichtbaren Partien des Himmels dargestellt werden, so sicher gelingt selbst jedem Laien das sofortige Auffinden der einzelnen Sternbilder. Die wirklich sehr empfehlenswerte „Drehbare Sternkarte" gelangte in verschiedenen Ausführungen zur Ausgabe; es gibt eine große Schul-Ausgabe im Format 27 : 27 Ztm. (Preis 1,20 M.), dann eine kleine Wand-Ausgabe, 18 : 18 Ztm. (50 Pf.), eine Salon-Ausgabe mit Golddruck, die einen ebenso nützlichen und interessanten, wie hübschen Wandschmuck bildet (Preis 60 Pf.), endlich eine Taschen-Ausgabe (13 : 13 Ztm.), die gefalten bequem in der Brusttasche untergebracht werden kann. Ein praktisches Textbüchlein hierzu (20 Pf.), klärt in leichtverständlicher Sprache über die Vorgänge am Nachthimmel auf.